



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende : 1. Das alte
deutsche Dorf

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wenn nicht von kühnen, so doch von vorurteilsfreien und gesunden Gedanken genährt wird.

Beide Elemente haben ihre Auswüchse, die zu beschneiden die schwierige Aufgabe der Heeresleitung ist. Auf der einen Seite ist es der unmotivierte Uebermut und Dünkel eines weniger gebildeten kleinen Bruchteils der Aristokratie, auf der andern das Strebertum um jeden Preis, das in der Wahl seiner Mittel nicht heikel ist, sondern durch Schmiegsamkeit zu ersetzen sucht, was ihm an Fähigkeit abgeht. Dieses ist besonders gefährlich, da den Offizier vor allem der streng sittliche Charakter auszeichnen muß, der in Bescheidenheit die Erkenntlichkeit für gute Dienste abzuwarten im Stande ist. Parvenüs, d. h. Leute, die eine Rolle spielen wollen, zu der sie nicht berufen sind, können im Heere nie geduldet werden.

Die Aufgabe der obersten Heeresleitung also ist es, die beiden Elemente so mit einander zu verschmelzen, daß ihre verschiedenen Eigenschaften sich wechselseitig durchdringen und einander beleben, fördern und ergänzen. In diesem Sinne kann man mit dem Verfasser des im Eingange erwähnten Aufsatzes sagen: daß jeder der beiden Teile die Vorzüge des andern sich aneignet, dadurch wird die Ausglei chung zwischen beiden beschleunigt werden. Auf jeden Fall war es dankenswert, diese Frage angeregt, unparteiisch beurteilt und zu ihrer objektiven Lösung beigetragen zu haben.



Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende

1. Das alte deutsche Dorf

2



ir haben im vorstehenden gesehen, daß ein Hauptcharakterzug des deutschen Dorfes seine natürliche Regellosigkeit ist, eine Vielgestaltigkeit, die in der glücklichsten Weise die Natur nachzunahmen scheint. Aber diese Unterschiede von Hof zu Hof, von Haus zu Haus machen — und hierin liegt die zweite große Eigentümlichkeit desselben beschlossen — nicht den Eindruck menschlicher Willkür und individueller Laune, sondern sie erscheinen überall als der Ausdruck einer gesetzmäßigen, naturwüchsigen Entwicklung, die im Dorfe ihre Schichten absetzt, wie der Baum seine Jahresringe, eines stetigen, ununterbrochenen Wachstums und

Werdens, das die Willkür des Einzelnen machtvoll bannt unter die Herrschaft gemeiner Sitte und Anschauung.

In dieser fortlaufenden Entwicklung, die alles von außen zugeführte vermöge ihrer innewohnenden Kraft auflöst und verarbeitet, liegt abermals ein Zug der Natur, den weder die slawischen noch die romanischen Ansiedlungen erkennen lassen. So verschieden sie sonst sind, sie bedrücken uns mit dem gleichen Gefühle des langweiligen Einerlei: die gestaltlose Blockhütte eines polnischen oder russischen Bauern kann man ebensowenig nach ihrer Geschichte fragen, wie es möglich ist, von den öden, fast fensterlosen, oben abgeschnittenen Steinmauern italienischer Dörfer eine Entwicklung abzulesen. Das deutsche Dorf bildet hierin die glückliche Mitte zwischen dem romanischen Südwesten, wo die Dörfer einen städtischen Anstrich zeigen, und dem slawischen Osten, wo umgekehrt die Städte häufig nichts andres sind als riesenhafte Dörfer. Diese Eigenart unser Dörfer würde sich nicht so lebensvoll aufdrängen, wenn es nicht bis auf unsre Tage an dem Holzbau festgehalten hätte: überall steht unser Bauernhaus noch mit seinen Füßen im Walde, wenn auch sein Haupt die alte moosbewachsene Strohkappe abgeworfen hat. Wenn die Dörfer des slawischen Ostens einen so einförmigen Anblick gewähren, so liegt das darin, daß sie im struppigen Urwalde stecken geblieben sind, daß sie sich bei der Starrheit slawischer Art nicht haben entwickeln wollen; bei den romanischen hat das gleiche Verhältnis seinen Grund darin, daß sie bei ihrem Steinbau sich nicht haben entwickeln können. Denn für den ländlichen Bau bietet nur das Holz die Möglichkeit einer selbständigen und lebendigen Entwicklung. Zur Bearbeitung und künstlerischen Behandlung des Holzes genügen die Werkzeuge und Kenntnisse des einfachen ländlichen Zimmermannshandwerkes, es genügt eine bloße, durch Übung zu erwerbende Kunstfertigkeit, geleitet von dem eingebornen oder durch die Überlieferung des Dorfes geschulten Geschmack, und von dieser Seite steht selbst der Ausbildung und Bethätigung eines bauerlichen oder doch rein ländlichen Kunstsinnes nichts im Wege. Das lange Werkholz bietet in seiner Aufstellung, Lagerung und Schichtung eine Menge Möglichkeiten, die zum Nachdenken anleiten, und die vorstehenden und abgeschnittenen Balkenköpfe und die Enden der Windbretter an den Giebeln und ähnliches fordern den Kunstsin und Geschmack des Bauern, wenn er überhaupt da ist, geradezu heraus. Hat man doch sogar von bautechnischer Seite behaupten wollen, daß die Pferdeköpfe an den Windbrettern des sächsischen Hauses ihren Ursprung lediglich einem „Stilgesetz“ verdanken, demzufolge jedes Werk der schaffenden Menschenhand den Eindruck des Fertigen und Abgeschlossenen in einer dem Auge leicht erkennbaren Weise machen mußte. Nichts von alledem beim Steinbau. Der eckige kleine Stein kann nur geschichtet werden und birgt kein Leben in sich wie das Holz. Die tote Steinwand muß künstlich belebt werden: um sie wirkungsvoll zu gestalten, kommt man mit einem Handwerk

nicht aus, es braucht neben dem Maurer noch den Steinmetz, beide vereint unter einer höhern Leitung; zu alledem gehört eine schulgerechte Kunst, gehören Maßstäbe und Mittel, wie sie über den Durchschnitt der einfachen Verhältnisse und Bedürfnisse des Dorfes hinausgehen. Das Eindringen des reinen Steinbaues — das ist keine Frage — gräbt der Selbständigkeit ländlicher Baukunst unfehlbar das Grab, es schleppt den Ausschuß städtischer Kunst und städtischen Kunstsinnes auf das Dorf und verhandelt ihn an den Meißbietenden.

Wir finden in unsern Dörfern bis zum heutigen Tage den Holzbau fast in allen denkbaren Abarten und auf den mannigfachsten Stufen der Entwicklung. Im äußersten Süden, auf der ganzen Erstreckung der Alpen, herrscht der Blockbau, der die Wände aus übereinander gelagerten, in der Ecke ineinander verzapften Balken fügt. Seine höchste künstlerische Ausbildung hat er im äußersten Westen erlangt, namentlich im Berner Oberlande, von da vollzieht sich nach dem Osten zu ein allmählicher Niedergang, der schließlich im östlichen Nänthen und Steiermark mit einem nüchternen einstöckigen Holzhaufe abschließt, das an Einfachheit dem slawischen Hause beispielsweise in den Karpathen kaum etwas nachgiebt. Es hat mit dem Pfettendache der mittleren und westlichen Alpen selbst die allbekannten tannenzapfenartigen Deckbrettchen verloren, wie sie dort an die vorstoßenden Giebelenden der Pfetten genagelt werden, und kennt als einzigen Schmuck eine abgestufte Wellenlinie, die aber weniger auf den Balken, als an den Windbrettern, Thürholmbrettern u. dergl. Verwendung findet und sich merkwürdigerweise bis nach dem Norden unsers Vaterlandes verfolgen läßt, sodaß man sich versucht fühlen könnte, in dieser Linie die älteste Spur gemeindeutscher Kunstüberlieferung auf diesem Gebiete zu erblicken.

An den Blockbau, den wir im allgemeinen als die erste Stufe des Holzbaues zu betrachten haben, schließt sich im Südwesten des alten deutschen Landes der Ständer- oder Bohlenbau. Dieser bildet die Wände aus wagenrechten (selten fentrecht) Bohlen, die in die aufrechten Ständer des Gerüsts eingelassen sind. Er gehört ausschließlich dem alemannischen Stamme an und ist noch heute im Flachlande der Schweiz, im Schwarzwalde verbreitet, hat jedoch durch das Vordringen des Blockbaues im Süden, des Ringelbaues im Norden starke Einbußen erlitten. Innerhalb der deutschen Grenzen deutscher Zunge finden wir den Ständerbau nur an einer Stelle wieder, im äußersten Norden unter dänisch redender Bevölkerung in der Gegend von Apenrade und Hadersleben bis nach Kolbing hin — das sogenannte *bulfjælshus*, Stamm-bretthaus. Das ganze übrige Deutschland mit geringen auf die Waldgebirge fallenden Ausnahmen zeigt den Kiegel- oder Fachwerkbau, der das Gerüst des Hauses aus einem durch Kiegel und Streben verbundenen Ständerwerk herstellt, dessen Ausfüllung in früherer Zeit durch Wellerwerk, also durch ein

um senkrechte Stäbe geschlungenes mit Strohlehm bekleidetes Geflecht, heute ausnahmslos durch Mauerwerk von Bruch- oder Backsteinen bewerkstelligt wird. Innerhalb dieses weiten Gebietes entfaltet der Kiegelbau eine weite Mannichfaltigkeit: bald ist er ein-, bald zweistöckig, bald dient sein Holzwerk nur dem Bedarf und der Zweckmäßigkeit, bald dem Zierrat und der Belebung der Wände; bald trägt es Naturfarbe, bald ist es bemalt u. s. w. Der Vollständigkeit halber sei bemerkt, daß an der Saale und mittleren Elbe und von da nach Osten zu der Kiegelbau für den untern Stock sehr allgemein durch eine reine Erd- oder Lehmwand vertreten wird, und daß in den baumlosen Küstenstrichen der Nordsee schon mindestens seit einem Jahrhundert der reine Backsteinbau sich Eingang verschafft hat; doch auch in Ostfriesland und auf den Nordseeinseln zeigen die ältesten Bauernhäuser den Holzbau.

Diesen ganzen Reichtum lassen wir hinter uns, wenn wir nach Osten oder Westen das deutsche Gebiet verlassen. Die alten Länder der Slawen kennen noch heute nur den reinen Blockbau, der in einigen Gegenden Rußlands, dank der großen und allgemeinen Fertigkeit des russischen Bauern in der Handhabung von Beil und Messer ohne Dazwischenkunft des Zimmermanns, einige Anfänge künstlerischer Behandlung aufweist. Bemerkenswert ist, daß der Russe selbst für seine Kirchenbauten das natürliche Rundholz dem behauenen vorzieht und daß es der Bewohner des kleinrussischen Südwestens liebt, das Balkengefüge seines Hauses dem Anblick durch einen stets neu im Anstrich gehaltenen Lehmewurf zu verdecken. Auf der romanischen Seite umgekehrt stoßen wir überall auf den Steinbau, mögen wir die Grenzen des germanischen Sprachgebietes überschreiten, wo wir wollen: ob in Belgien, vom Elsaß aus, in der Schweiz nach der französischen oder in Tirol nach der italienischen Seite, es ist immer das gleiche: der deutsche Bauer baut aus Holz, der welsche aus Stein.

Bei der Betrachtung des engen Verhältnisses, das sich das deutsche Bauernhaus zum Holze gewahrt hat, wollen wir nicht vergessen, der nahen Beziehungen zu gedenken, die der deutsche Hof zum Bauern unterhält. Der deutsche Bauer hat, um Raum für seinen Anbau zu gewinnen, den Wald zurückgedrängt, aber er hat ihn durch die Hinterthür wieder eingelassen und hoffähig gemacht. In dem größten Teile unsers Vaterlandes liegt das Dorf in einem förmlichen Hain von Obstbäumen förmlich versteckt, und auch das Gehöft selber findet sich häufig mit einer oder mehreren alten Linden geschmückt, die ihre weite Krone schirmend über das Heim der Bewohner strecken. Und was der Baumgarten für das mittlere Deutschland ist, das ist für den niedersächsischen Norden der Eichenkamp, ein kleines Gehölz von Eichen und andern Waldbäumen, das den stimmungsvollen Hintergrund für das mächtige Strohdach des alten Einbaues abgibt und gewöhnlich ebenfalls durch einige besonders alte und hochstämmige Bäume auf dem vordern Teile des Hofes vertreten ist. Auch der

„Schopf“ von Tannen, der im steirischen Gebirge gern den Hort des Bauern, den oben erwähnten Feldkasten, beschattet, gehört hierher. Endlich sei noch der Linden des Dorfsplatzes gedacht, die die altgeheiligte Stätte der Gemeinde bezeichnen und um die sich noch heute, wiewohl immer seltener, der Ländler schlingt — eine Erinnerung an eine einfachere, fröhlichere Zeit, wo der Sommer und die Sonne ihr Recht auf Fest und Freude noch nicht an den kalten Winter und das tote Gas abgetreten hatten. Möglich, daß die einzelnen Bäume auf dem Hofplatze selbst einst eine ähnliche Bedeutung für das Geschlecht hatten, wie jene Linden für das Dorf, daß sie das deutsche Seitenstück stellen zu dem schwedischen Vårdträd, dem heiligen Baume des Geschlechts, der für den Liebhaber von Wald und Feld noch ein besondres Interesse durch den Umstand gewinnen muß, daß der Begründer der botanischen Wissenschaft, Linnäus, einer Familie angehört, die sich nach einer solchen heiligen Linde benannt hat. *)

3

Eine weitere Eigenschaft, die das deutsche Dorf auszeichnet, ist seine Wirklichkeit. Wir verstehen darunter nicht etwa den Umstand, daß der Wanderer in jedem, auch dem kleinsten Dorf ein Gasthaus, eine Schenke und darin eine, wenn auch bescheidene Unterkunft und Zehrung findet, wenn auch ein solcher Vorzug für das Behagen desselben nicht gering ins Gewicht fällt und er der ganzen Wanderlust wenigstens unsrer gebildeten Jugend als unentbehrliche Unterlage dient. Noch weniger kann unter der Wirklichkeit des deutschen Bauers die Reinlichkeit verstanden werden, denn der deutsche Bauer, überhaupt der Deutsche von Haus aus, ist nicht reinlich, und wenn nach einer oft zu lesenden Behauptung die Höhe der Kultur nach dem Verbrauch von Seife gemessen werden soll, so kommt z. B. der schwäbische Bauer sehr schlecht weg. Im Gegenteil, der deutsche Bauer ist unreinlich angelegt, und zwar gilt dies ganz allgemein ohne Unterschied, ob Sachse, Franke, Schwabe oder Baier, ja in einigen Gegenden, ich meine nur Althessen, Unterfranken, Schwaben, kann man nicht umhin, ihn geradezu schmutzig zu nennen, und es wirft ein eigentümliches Licht auf die oben erwähnte Behauptung, wenn sich die größte Unsauberkeit gerade in denjenigen Strichen des mittleren Deutschlands breit macht, die vom frühen Mittelalter an am meisten unter der Einwirkung und Befruchtung städtischer Kultur gestanden haben. Von dieser Regel giebt es meines Wissens nur zwei Ausnahmen, und diese lassen sich vielleicht darauf zurückführen, daß die beiden betreffenden Bevölkerungen dem deutschen Volke nicht im eigentlichen Sinne angehören: nämlich die Friesen an der Nordseeküste, denen auch die berühmte holländische Reinlichkeit zu gute zu schreiben ist, denn der gemeine Holländer ist nur da reinlich, wo er friesischer Abkunft

*) Hyltén-Cavellius, Wärmd och Wirdarne, Stockholm, 1864. Teil II, S. 144.

ist, nur im Westen der Zuydersee, nicht im Osten, und die Tiroler, wieder mit Ausnahme der Zillerthaler. Der gemeine Frieser betrachtet sich bis auf den heutigen Tag als etwas Besondres und spricht von einem zugewanderten „deutschen Knecht,“ und die tiroler Reinlichkeit die wohl im Etzlande gipfelt, weist vielleicht auf skandinavisches (gothisches) Blut, wie denn außer den Friesen und Tirolern die Schweden wohl das einzige germanische Volk sind, dem die Reinlichkeit wirklich im Blute steckt. Beiläufig sei bemerkt, daß diese Reinlichkeit ihre unübertroffene Höhe in der von aller Zivilisation entlegensten und ärmsten Gegend Schwedens findet, unter den Bauern der Landschaft Dalarne, den „Thalberten“ (Dalekarliern), die, wenn sie von der Feldarbeit nach Hause kommen, alltäglich, bevor sie zu Mittag sich niedersetzen, nicht nur die Hände, sondern auch die Füße in einem großen, zu diesem Zweck auf den Hof gestellten Kübel abwaschen — ein für unsern heftigen oder lippischen Bauer, wenn er es sehen könnte, verblüffender Anblick! Sogar hinter einigen slawischen Stämmen, wie Slowenen und Bulgaren, steht unser Bauer in diesem Punkte weit zurück, wie jeder bezeugen kann, der, wenn er von Steiermark über Kärnten nach Krain wandert, nach dem schmutzigen, ja unflätigen Kärntner Dirndle der bildsauberen slowenischen dekliee ansichtig wird.

Die Reinlichkeit ist dem deutschen Bauer nicht angeboren, sondern erst anerzogen. Was ihm aber angeboren ist und tief im Blute steckt, das ist seine Wirklichkeit, das heißt der Sinn für Ordnung und Behagen, der stete Trieb, es vorwärts zu bringen, und zwar nicht bloß, um, wie etwa der geizige Bulgare, seinen Geldbeutel zu füllen, sondern auch, um die Besserung seiner Verhältnisse seiner Wirtschaft zu gute kommen zu lassen und in einer behäbigen Einrichtung von Haus und Hof zur Erscheinung zu bringen. Unser Bauer ist ein guter Wirt, er hält darauf, daß alles „ordentlich“ und „rechtlich“ zugeht und ausschaut, daß das ganze Anwesen stets in Bau und Besserung gehalten wird, wie es sich gehört; er duldet keine zerbrochenen Fensterscheiben, keinen abbröckelnden Lehmewurf, er sorgt dafür, daß der Anstrich des Hauses rechtzeitig erneuert werde, er kann es nicht leiden, daß sein Hof den Eindruck eines zerlumpten Vagabunden macht, der von der Hand in den Mund lebt, statt den eines anständigen Menschen, der stets auch bei der Arbeit einen ganzen Rock an hat. Man findet in den deutschen Dörfern keine ruinenhaften Häuser mit klaffenden Spalten und Fensterlöchern, aus denen das Grauen scheint, wie in Italien, und keine Strohdächer, die aussehen, als wäre das Stroh mit der Heugabel hinauf geworfen, wie an manchen Orten in Rußland; der schlagendste Beweis aber für die Überlegenheit unsrer Bauern über alle Romanen und Slawen in Hinsicht der Wirklichkeit ist in der allbekannten Thatfache gegeben, daß es bei uns in dem elendesten Häuschen ein Ding, eine Vorrichtung giebt, deren Wert man erst da schmerzlich empfindet, wo man sie nicht hat — einen Abtritt. Diese Eigenschaft der Wirklichkeit

begreift, wie schon erwähnt, die Reinlichkeit nicht ohne weiteres in sich, aber sie befähigt den Bauer, sie sich anzueignen, wenn ihm beigebracht oder anerzogen wird, was ihm von selbst nicht ohne weiteres einleuchtet, daß die Reinlichkeit auch zur wahren und wohlverstandenen Wirklichkeit gehört.

Das Bild, das wir versucht haben von dem deutschen Dorfe zu entwerfen, würde nicht vollständig sein ohne die Erwähnung zweier Züge, die allerdings das Wesen desselben mehr nur äußerlich berühren, aber doch um so weniger fehlen dürfen, als sie sich der sinnlichen Wahrnehmung eines jeden, der ein deutsches Dorf betritt, zuerst aufdrängen und für den ersten Eindruck, den er von der Wirklichkeit seiner Höfe in gewissem Sinne empfängt, leicht bestimmend sind. Ich meine den Düngerhaufen und den Hofhund. Im ganzen innern Deutschland ist der von den Gebäuden eingeschlossene Hofraum die Lagerstatt für jeglichen Mist und Unrat, der mit der umgebenden Sauchentunke den Innenraum besonders bei nassem Wetter dermaßen überschwemmt, daß der Fremde leicht genötigt wird, sich mühsam einen Weg zu suchen, wenn er es nicht vorzieht, auf den am Rande liegenden Steinen mit gewandten Sprüngen vorwärts zu kommen. Und auch im Norden auf den niederfriesischen Höfen wird der Mist grundsätzlich im Angesichte des Hofthores unmittelbar vor dem Haupteingange des Hauses, dem Dälenthor, aufgespeichert. Wir können das gar nicht anders und fühlen uns umso angenehmer berührt, wenn anderwärts, wie in Brabant und auch in Dänemark und noch mehr in gewissen Provinzen Schwedens (Wernland, Dalsland), der innere Hof sich unsern Augen wie ein stets sauber und rein gehaltener Platz oder Ager darstellt.

Was aber der Düngerhaufe für Auge und Nase, das ist der Hofhund für das Ohr des Ankömmlings. Denn neben den stygischen Fluten der Sauche liegt der Cerberus des Hofes auf der Wacht. „Phylax, der so manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht,“ er fehlt nie, er liegt irgendwo auf der Lauer, um die taktischen Fehler des unvorsichtigen Forschers zu einem wütenden Vorstoß gegen seine Waden zu benutzen. Oder er lockt, harmlos aus dem letzten Winkel kläffend, wie eine Sirene den mit der Sauchenschlla ringenden aufs Trockne, um, wie in der bayerischen Oberpfalz, von der hintersten Stallthür her an der rundgehobelten, die ganze Länge des Hauptgebäudes bestreichenden Stange im Sturme daherzuschießen und ihm, wenn er nicht mit einem kühnen Sprunge sich rettet, in den Orkus zu befördern. Nirgends, nicht in Dänemark und Schweden, auch nicht in Ungarn und den benachbarten Slawenländern, erinnere ich mich so lästige und gefährliche Rötter gefunden zu haben als in unserm lieben Vaterlande.

Beide oben berührte Eigenschaften des deutschen Hofes und Dorfes dürfen im allgemeinen für ganz Deutschland gelten, doch möchte ich eine Ausnahme nicht unerwähnt lassen: Tirol. Der Tiroler Bauer alten Schlages behält den Mist so lange als möglich im Stall, oder er wirft ihn, da das Haus nicht

in einem geschlossenen Hofe, sondern unmittelbar an der Straße liegt, auf die Straße, wo die feuchten Bestandteile ablaufen und der Rest zusammentrocknet. Was aber den eigentlichen Hof- und Kettenhund anlangt, so geht er der Tiroler Fauna geradezu ab. Höchstens findet man ein harmloses Hündchen im Hause, das seinen Ehrgeiz nicht darauf richtet, dem Schneider oder Feldscher in die Hände zu arbeiten. In dieser Beziehung, wie in dem Punkte der Reinlichkeit sowie der behäbigen und stattlichen und doch so echt ländlichen Wirtschaft behauptet das Land Tirol unbestritten den Gipfel- und Höhepunkt der deutschen Wirklichkeit.



Suum cuique



Alles Unheil in unserm höhern Unterrichtswesen, die Überlastung der Gymnasien mit Schülern und der Schüler mit Unterrichtsstoff, kommt nach Cauer vom Gymnasialmonopol.^{*)} Drum Aufhebung des Monopols! Gleichberechtigung, freier Spielraum für alle neunjährigen Schulen, damit jede ihren Charakter rein ausprägen, die Gymnasien sich wieder auf das Latein konzentrieren können. Und somit auf zum frischen, fröhlichen Wettkampf!

Den lautesten Beifall werden diese Sätze bei denen finden, deren ganzes Sinnen und Trachten eben die Berechtigungen sind, auf deren Alleinbesitz Cauer so großherzig verzichtet. Demnächst werden ihm die — wohl nicht mehr allzuzahlreichen Sachleute dankbar sein, denen das Lateinische eins und alles, und der lateinische Aufsatz die Krone des Gymnasialunterrichts ist. Cauer bezeugt dem Geschichtsschreiber des gelehrten Unterrichts, er habe uns aus dem dogmatischen Schlummer aufgerüttelt. Ich fürchte, hier ist noch ein Stück dogmatischen Schlummers, das der Aufrüttelung harret. Es würde ja kein gutes Zeugnis für die Menschheit sein, wenn so edle, manches Jahrhundert hindurch mit Glanz betriebene Übungen nicht bis zuletzt ernsthafteste Verteidiger fänden. Doch möglich auch, daß es nicht an Verbissenen fehlt, die da rufen:

^{*)} Suum cuique. Fünf Aufsätze zur Reform des höheren Schulwesens, von Paul Cauer. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1889. Vier, einzeln bereits anderweitig gedruckte Aufsätze (1. Die Gefahr der Einheitschule; 2. Professor Paulsen und das Gymnasium; 3. Der lateinische Aufsatz; 4. Die Schulreformpetition und die Heidelberger Erklärung), der dritte etwas erweitert; dazu ein neuer: Ist eine Schulreform in Preußen möglich?